



Wohl zielt die Frage „Wie war Peter I. Tschaikowsky?“ nur auf einen Teilaspekt der existenziellen Analyse, wer er denn wohl war, und doch erscheint hier das Detail sperriger als das Ganze zu sein. Ein Bild „im Spiegel seiner Zeit“ hilft da wohl am besten weiter. David Brown, der sich dem Komponisten schon als Biograph genähert hat, fertigt es an als ein Puzzle aus Kritiken, Briefen, Zeitungsberichten und Aufzeichnungen verschiedenster Zeitgenossen, die entweder eine persönliche Beziehung zu Tschaikowsky hatten oder zumindest Eindrücke einer Begegnung festhalten konnten.

Viele dieser Zeugen bestätigen sich quasi gegenseitig durch deckungsgleiche Beobachtungen oder Einschätzungen. Das belastet diese Dokumentation mit dem Odium vieler Wiederholungen, dürfte aber sicherstellen, daß Peter Iljitsch Tschaikowsky ein gut, aber immer schon etwas älter aussehender, seine Umgebung beeindruckender, doch zurückhaltender, eleganter Mann mit blendenden Umgangsformen und von liebenswürdiger Höflichkeit war, dem allerdings gesellschaftliche Usancen und Verpflichtungen zuwider waren, weil er von Menschenscheu geplagt wurde, die quälende Intensität annehmen konnte. Nikolaj Kaschkin, Kollege am Moskauer Konservatorium und einer der engsten Freunde, beschreibt nicht als einziger die Gewissenhaftigkeit und das hohe Berufsethos des unterrichtenden Komponisten, er allein aber konnte aus seinem freundschaftlichen Naheverhältnis heraus das heikle Kapitel über Tschaikowskys Lebenskrise formulieren, über die für alle, die ihm nahestanden, unverständliche, überstürzte

te Eheschließung, die bekanntlich zu baldiger Trennung und zur Flucht des psychisch Destabilisierten nach Italien führte.

Als Dirigent, auch fremder Musik, wird Tschaikowsky allgemein als nicht überaus professionell und technisch glänzend eingeschätzt, doch konnte er durch sein Wesen und seine Ausstrahlung die Musiker motivieren, selbst wenn ihm das manchmal beträchtliche Überwindung abverlangte. Als Komponist konnte er sein Selbstbewußtsein offenbar besser stabilisieren: er forderte Respekt vor dem in der Partitur konzentrierten Willen des Autors; nur ganz wenigen Dirigenten wie Hans von Bülow oder Nicolaj Rubinstein gestand er interpretatorischen Spielraum zu. Im übrigen mißfiel ihm in jungen Jahren der Zusammenklang von Klavier und Orchester; auch Klavierlieder (Romanzen) wollte er nie schreiben (tempora mutantur, weiß man aus heutiger Sicht). Stabil dürfte dagegen die höchste Wertschätzung für drei musikalische Werke gewesen sein: „Don Giovanni“ seines Idols Mozart, „Das Leben für den Zaren“ von Glinka und Schuberts große C-Dur-Sinfonie. Unter den Komponisten seiner Zeit, die er kennenlernte, schätzte Tschaikowsky Edward Grieg ganz besonders, auch menschlich, Brahms hingegen weniger.

Das ansehnliche Buch, in dem auch bedeutende Musiker wie Glasunow, Ippolitow-Iwanow, Mahler, Rimsky-Korssakoff, Anton Rubinstein und Strawinsky zu Wort kommen, ordnet die Zeugnisse nach sachlichen Aspekten, bringt zahlreiche Fotos, enthält eine Zeittafel und ein Personenverzeichnis.

Hermann Schöneberger

David Brown, Peter Tschaikowsky – im Spiegel seiner Zeit.
Atlantis Musikbuch, Schott Verlag, Mainz 1996,
291 S., zahlr. Abb., DM 39,80



Ralph Giordano hat nicht nur das Vorwort – eine Art Kurzfassung dieser Publikation – zur Autobiographie des fünfzigjährigen Wagner-Urenkels verfaßt, er war auch der Anreger, Mentor und Motor zu Gottfried Wagners Buch, einem Kampf von „David gegen Goliath“ (R. Giordano), von einem Urenkel gegen Vater und Urgroßvater, von einem Prosemiten gegen die Antisemiten seiner Familie und ganz Deutschlands mit deren Führer Wolf, alias Adolf Hitler, daher der Titel des Buches: „Wer nicht mit dem Wolf heult“. Gottfried Wagner, der 1947 geborene Sohn des derzeitigen Festspielleiters Wolfgang Wagner, hatte vordem durch eine Dissertation über Kurt Weill und durch Operninszenierungen von Beethoven, Busoni, Berlioz und zuletzt auch Wagner („Lohengrin“ in Dessau) auf sich aufmerksam gemacht, seine Karriere als Regisseur und Dramaturg aber einige Jahre zugunsten einer Banklaufbahn unterbrochen. Das für ihn in der Kombination von Kunstausübung und Wirtschaftspraxis naheliegende Festspielerbe hat dessen Vater – wie auch diesbezügliches Interesse zahlreicher weiterer Wagner-Urenkel – rigoros ausgeschlossen. Nach der Scheidung von seiner ersten Frau Ellen Drexel wollte der nunmehr achtundsiebzigjährige Festspielleiter von seinen Kindern aus erster Ehe kaum mehr etwas wissen. So blieb er auch der Hochzeit seines Sohnes fern und weigerte sich, dessen italienische Schwiegermutter im Festspielhaus zu empfangen. Alles dies wäre unter der Rubrik Familienkatsch in der Regenbogenpresse besser aufgehoben, ginge es dabei in Bayreuth nicht auch um Politik, um eine sehr rechtsgerichtete, ja immer noch nazistisch orientierte

Politik, wie Gottfried Wagner schlagkräftig behauptet und mit Zitaten aus dem Munde seines Vaters zu belegen sucht. (Etwa: „Wenn er (Hitler) die Juden für sich gewonnen hätte, dann hätten wir den Krieg gewonnen. Das war aber der einzige wirkliche Fehler, den Hitler beging.“) Das Schlagwort des Covers, „Bayreuther Lebenslügen – ein Wagner-Urenkel packt aus“, verspricht nicht zuviel, ergänzt diese Publikation in der Neuaufarbeitung des radikalen Antisemitismus von Richard Wagner in Schriften und Werken doch eine weitere Neuerscheinung, die Richard Wagners Œuvre als direkte Aufforderung jener Untaten deutet, die Adolf Hitler in seinem Namen realisiert hat (Joachim Köhler, Wagners Hitler – Der Prophet und sein Vollstrecker. Karl Blessing Verlag, München 1997, 505 S., DM 49,80). Größer als das (Kinder-)Porträt des Autors Gottfried Wagner und des Stammvaters Richard prangt auf dem Buchdeckel das von „Onkel Wolf“, wie Wagners Enkel Hitler nannten, oder auch „U.S.A.“, wie Winifred und ihre Kreise Hitler nach dem Zweiten Weltkrieg mystifizierten, „unser seliger Adolf“. Geradezu faszinierend muß auf Gottfried trotz aller politischen Vorbehalte und Gegensätze seine Großmutter Winifred gewirkt haben, die er noch bis zuletzt besucht hat. Gottfried Wagner bekennt sich zu seiner im Dritten Reich emigrierten Tante Friedelind, jedoch ohne sich auf deren Überlieferungen zu stützen. Köstlich zu erfahren, daß Gottfried Wagner selbst der Urheber der Farbattentate auf die grauenhaft martialisches Wagner-Büste Arno Brekers war. (Die lokale Presse hatte über die anonyme Tat, kurz vor Festspielbeginn, berichtet!) Gottfrieds verständliche Aversion gegenüber dem NS-Bildhauer wurde von seiner Tante Friedelind nicht geteilt, die noch in den achtziger Jahren Arno Breker für die Schaffung einer neuen Büste vorgeschlagen und den hierüber fassunglosen Mitgliedern der von ihr lange Jahre präsidierten Internationalen Siegfried Wagner-Gesellschaft erwidert hatte, Breker sei gleichwohl der beste lebende deutsche Bildhauer und im Ausland trotz seiner Nazi-Zugehörigkeit populär... Die Wagners

und ihre Meinungen sind offenbar ein weites Feld, auf dem bisweilen Ultralinks und Ultrarechts deckungsgleich sein können.

Gottfried Wagner wurde es zweifelsohne nie leicht gemacht. Als Kind oft in Internate abgeschoben und zu offiziellen Anlässen als Wagner-Sproß gehätschelt, reichte später für den Eigenwilligen mit seinen „Versuchen, Wagner vom Sockel zu stürzen“ der „Arm Bayreuths“ sehr weit, insbesondere in der deutschen Theaterlandschaft. Und geradezu zerrissen manifestiert sich Gottfried Wagners Wesen auch in seiner Biographie, nicht nur angesichts des „Banns aus Bayreuth“ und der Auschwitz-Erfahrung als „weiterem Wendepunkt“ in seinem Leben. Oft blieb er seltsam unentschieden, etwa bei der Mitwirkung an Syberbergs Film „Winifred Wagner“ und in seiner Rolle als Ge-

genspieler Syberbergs nach Abschluß der Dreharbeiten.

Das Buch ist flüssig geschrieben und zu zwei Dritteln eine durchaus spannende Lektüre. In der Darstellung seiner neuen Lebensaufgabe, der von Gottfried Wagner mitbegründeten Post-Holocaust-Dialog-Gruppe, einer Vereinigung von Nachgeborenen der Täter und der Opfer des NS-Regimes, geht dem Autor das Herz über, was ihn zu einer nahezu tagebuchartigen Ausführlichkeit verführt. Derartige Ausführlichkeit lassen frühere Kapitel bisweilen vermissen.

Peter P. Pacht

Gottfried Wagner: Wer nicht mit dem Wolf heult.
Autobiographische Aufzeichnungen eines Wagner-Urenkels.
Kiepenheuer & Witsch, Köln 1997.
409 S., DM 45,-



Von besonderem Interesse sind dabei seine Ausführungen zur Entstehungsgeschichte und zur Überlieferung des Stückes, die Jena auf der Grundlage der Faksimile-Ausgabe der Partitur erläutert. Wie so oft bei Bach sind fast alle großen Eingangs-Chöre und Arien (vermutlich nur mit Ausnahme des Chores Nr. 43 und der Arie Nr. 31) Übertragungen aus weltlichen und einer (verloren gegangenen) geistlichen Kantate. Bachs Autograph gleicht in diesen (weiten) Teilen einer Reinschrift, denn er hat dort nur abschreiben und geringfügige Änderungen vornehmen müssen. Die original für das Oratorium entstandenen Stücke hingegen enthalten eine Fülle von Korrekturen. Die sechs Teile des 1734 in Leipzig entstandenen Oratoriums wurden an den entsprechenden Feiertagen sowohl in der Thomaskirche wie in St. Nicolai aufgeführt. So ist verständlich, daß die autographe Seitenzählung der Partitur mit jedem Teil neu beginnt und daß auch die sechs Teile zu Bachs Lebzeiten nie gemeinsam gebunden waren. Denn natürlich wurden zu jedem Gottesdienst nur die Noten aufgelegt, aus denen tatsächlich musiziert werden sollte. Erst im 19. Jahrhundert erhielten alle Teile einen gemeinsamen Einband. Ein Buch, das durch seine Fülle von Informationen neue, interessante Aspekte zum Werkverständnis bietet.

Günter Jena: Brich an, o schönes Morgenlicht. Das Weihnachtsoratorium von J. S. Bach. Erfahrungen und Gedanken eines Dirigenten.
240 S., zahlreiche Abb. und Notenbeispiele, Eschbach Verlag 1997,
79427 Eschbach, Einführungspreis DM 32,- ab 1.1.1998 DM 38,-

Romantik und Poesie

Cecilia Bartoli An Italian Songbook

Die ganz persönlichen Lieder des Weltstars

Cecilia
BARTOLI
An Italian
Songbook

James
LEVINE
PIANO

BELLINI
DONIZETTI
ROSSINI

Lieder von Bellini, Donizetti und Rossini
CD 455 513-2

Mit dieser Auswahl italienischer Miniaturen aus der Zeit des Belcanto hat sich Cecilia Bartoli ihr ganz persönliches »italienisches Liederbuch« geschaffen: die Künstlerin hält ihrem geliebten Rossini die Treue und präsentiert sich darüber hinaus erstmals mit Werken von Donizetti und Bellini.

<http://www.klassikakzente.de>